Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 38

Artikel: Aus einem Kinderleben

Autor: Heller-Lauffer, R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646195

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Trachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Aargauerinnen. (Phot. O. Rohr, Bern.)

Wir haben in der Schweiz das Merkwürdige erlebt, daß in einer Zeit der Mechanisierung alles Lebens das Volkslied fast vergessen wurde. Aber es bedurfte nur, daß es von einem Manne wie Otto von Greyerz wiederum in Erinnerung gerufen wurde — und aus der Herausgabe des „Röseligarten" wurde eine tiefbegründete „Bewegung". Das neue Aufkommen und sich immer mehr Durchsetzen des Volksliedes zeigte sich als etwas, das nicht, wie so viele andere „Bewegungen", nur eine Tagesmode bedeutet, die heute gilt und morgen wiederum vergessen ist.

Zu einem Volksliede gehören zwei Dinge, die in innigster Verschmelzung oder Verschränkung zueinander gehören: zum richtigen Liedtexte die richtige Melodie. Wo diese zwei Faktoren einander nicht entsprechen, da wird ein Lied, das Anspruch auf ein Volkslied machen wollte, mit der Zeit sicher abgelehnt. Ich denke da an so viele Lieder, die heute im Volke oft gesungen werden und doch unecht klingen. Liederkomponisten haben versucht, zu vorzüglichen Texten Melodien zu schreiben: sie wurden zu kompliziert, oder sie entsprechen sonst irgendwie dem unserem Volke eigentümlichen Charakter nicht. Und wenn sie gesungen werden, so klingen sie nicht echt. Dann wurden auch zu schlechten Texten gute Melodien gesetzt — solche Lieder erleben das gleiche Schicksal — oder sie werden es noch erleben.

„I bi ne Bueb vom Aemmital", beispielsweise, ist im Text und in der Melodie etwas läppisch. Es ist von gewissen Gruppen auch als „Volkslied" gesungen worden — dies ist ein Lied, das sich nicht wird halten können. Ebenso die heutige Melodie zu „In Grindelwald, den Gletschern by". Man wird das Unechte daran schon herausfühlen. Aber es braucht alles seine Zeit. Ich erinnere mich, wie in der Mobilisationszeit in unserer Kompagnie plötzlich das Lied vom „Bueb vom Aemmital" auftauchte, wie es immer und immer wieder gesungen wurde, und wie es dann ebenso plötzlich wieder verschwand, während man andere Lieder, wirkliche Volkslieder, vier Jahre lang immer und immer wieder sang, ohne daß sie einem zum Ueberdruß wurden. Denn das wahre Volkslied ist nicht in dem Sinne sentimental, wie die oben als Beispiele erwähnten Kunst-Volkslieder.

Oft gelingt es zwar auch heute, Lieder zu schreiben und zu komponieren, die vom Volke aufgenommen und bleibendes Gut werden. Ich denke an gewisse Lieder von dem Solothurner Reinhart, die von Meister vertont worden sind. Wie rasch ist dagegen das Hanns In der Gandsche Lied von der „Gilberte de Courgenai" verschwunden! Und andere ähnliche mit ihm! Diese Ausmerzung ist kein schlechtes Zeichen für den Geschmack unseres Volkes, jenes guten Geschmackes, der sich mehr und mehr wieder festigt und in allen Beziehungen und Aeußerungen unseres Lebens seinen Ausdruck sucht, nachdem es kurz vor der Jahrhundertwende schien, er sei ganz im Untergehen begriffen, und es komme nicht mehr in Frage was schön, sondern nur noch, was „praktisch" sei und äußerlich nach etwas aussehe.

Trachten- und Volksliederfeste sind ein gutes Zeichen: sie deuten an, wohin wir streben, sie wirken wie eine Besinnung im Trubel der unmäßig vielen Turn- und Schützenfeste. Denn diese nehmen immer internationaleren, flacheren Charakter an.

IV.

„Werden Sie es wagen, auch Ihre kritischen Eindrücke frisch von der Leber weg mitzuteilen?" so wurde ich nach dem Festzuge gefragt. —

Ich habe es getan, wie Sie sehen. Warum denn auch nicht? Was gut war, das sagte ich ja auch, aber ich finde es geradezu notwendig, daß nicht nur ins Blaue hinein gelobt wird. Nicht aus einem Hange, alles zu benörgeln — aber wir sind doch schon zu verwöhnt, um an unwerten Dingen kindische Freude zu haben, und deshalb darf man sich erlauben, zu sagen, was einem nicht ganz befriedigte. Heute gilt es ja, Stellung zu nehmen und abzuklären, was Vorkriegs- und Kriegszeit an Neuem uns auf den Tisch warfen. Erlaubt sei einmal auch das, was dem oder jenem vielleicht ein wenig am Zopfe zupft!

Hans Zulliger.

Aus einem Kinderleben.

Von R. Heller-Lauffer.

Wir wohnen seit Neujahr außerhalb des Dorfes. Darum können wir die Kleinen, wenn es nicht gerade Katzen regnet, gut im Freien spielen lassen; vor dem Haus auf der selten befahrenen Straße, über der Straße in Nachbars Baumgarten, neben dem Hause, hinter dem Haus im Garten. Meist kommen die Kinder aus der ganzen Nachbarschaft

Vom Trachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Gruppe Grandson. (Phot. O. Rohr, Bern.)

bei uns zusammen. Ich freue mich darüber, denn ich beobachte das kleine Völklein gern. —

Im Frühjahr machte ich Bekanntschaft mit der lustigen Schar. Es sind fast lauter Buben. Ein einziges Mädchen nur spielt immer mit, ein feingegliedertes Geschöpflein, dem krause, helle Haare um das schmale Köpfchen wirren. Es ist acht Jahre alt. Meist trippelt ihm mit noch unsicheren Schrittchen das kleine Brüderlein nach. Die andern Buben sind alle so zwischen drei und sechs Jahren.

Grad im Anfang nahm ich wahr, daß Eveli immer weitaus das Sittsamste war. Nur dünkte mich, sein Mäulchen könne auch gar nie stille stehn und in seinem Stimmchen mißfiel mir etwas. Eines Abends schaute ich hinaus. Da schleppte Eveli sein Brüderlein an einem Aermchen über die Straße und zankte es derart aus, daß mir war, jedes Wort müsse den Kleinen stechen. Plötzlich entdeckte mich das Kind. Und gleich war es wieder das liebevollste Schwesterlein. Es tröstete den schluchzenden Bruder und überschüttete ihn mit Liebkosungen. Dieses Doppelwesen gab mir zu denken. Von nun an beobachtete ich die Kinder schärfer. Eveli ist recht oft so ungezogen mit seinem Brüderlein, aber immer nur dann, wenn es glaubt, es achte niemand darauf. Nun konnte ich allerdings damals schon begreifen, daß es des Brüderleins manchmal überdrüssig wird. Am Morgen vor der Schule, in der Mittagspause, am Abend, an freien Nachmittagen, in den Ferien den ganzen Tag muß es Kindermädchen sein. Was mir aber eigentlich weh tat, war seine Fähigkeit, sich zu verstellen. Ich fühlte mich nun veranlaßt, sein Verhalten zu den andern Gespielen eingehend zu studieren. Da sah ich, daß die Buben, wenn Eveli in der Schule ist, ganz nett spielen können. Sie turnen, sie machen Wettläufe, sie spielen Feuerwehr, sie graben Seen und häufen Sandberge auf, sie arbeiten im Garten, sie veranstalten allerlei Feste, wobei immer der Lärm die Hauptsache ist. Natürlich machen sie auch Dummheiten. Sie graben um, wo schon gesät ist, sie schaffen so streng am Sandhaufen, daß er bedenklich abnimmt, sie üben Liegestütz mitten auf der staubigen Straße, sie trompeten ihre Begeisterung so laut in die Welt hinaus, daß die Kleinsten aus dem Mittagsschlaf emporschrecken. Sie hauen sich, sie puffen sich, sie werfen gar Steine. Aber das alles ist im Grunde harmlos; meist versöhnen sie sich gleich wieder und machen einem oft rechte Freude mit ihrer frischen, geraden Bubenart.

Ist aber Eveli da, so müssen alle nach seiner Pfeife tanzen. So demütig und bescheiden es sein kann, wenn Erwachsene mitmachen, so anmaßend benimmt es sich, wenn es sich unbeobachtet glaubt. Tut einer nicht, was es will, so kann das Meisterkätzlein recht rabiat werden. Die Spiele, die es anordnet, gipfeln meist darin, daß es als Vertreter der Gewalt die andern maßregelt. Es züchtigt als Mutter die ungezogenen Kinder, es teilt als Lehrer den dummen Schülern Tatzen aus, es schlägt als Fuhrmann die wilden Rößlein, es führt als Polizist böse Schelme ins Arrestlokal, es prügelt als Hexe die Kinder, die von seinem Häuschen naschen. Je wüster und unbotsmäßiger die Buben sich benehmen, um so geratener ist das Spiel. Denn dann muß ja Eveli strafen, und darin schwelgt es geradezu. Das ist aber nicht das Schlimmste. Ganz besonders gern versucht es, die andern gegeneinander aufzuhetzen. Gelingt es ihm, so steht es brav daneben und weidet sich am Anblick der streitenden Bürschlein. Sobald seine Mutter auf der Bildfläche erscheint, ergreift es Partei für deren Sohn. Oft habe ich auch gesehen, wie es plötzlich einen der Jungen auf die Seite nimmt und ihm etwas ins Ohr flüstert. „Aber du darfst es niemandem sagen!" Einer nach dem andern wird mit dem Geheimnis beglückt. Nur ein einziger bleibt ausgeschlossen. Der wird dann von allen andern mit scheelen Augen betrachtet. Was da so geheimnisvoll geflüstert wurde, ist nämlich irgend etwas Nachteiliges über den Armen, der dann ganz ratlos dasteht und nicht weiß, warum er so gemieden wird. Manchmal befiehlt Eveli auch einem seiner Getreuen, eine Missetat zu verüben, und wenn der, um nicht in Ungnade zu verfallen, darauf eingeht, ist es zuerst bereit, ihn dessen anzuklagen. Es selbst trägt zu seinen Kleidern sehr Sorge, hat aber die größte Freude, wenn die andern sich recht beschmutzen und zerzausen. Seine Spielsachen packt es immer sorgfältig zusammen, wenn es gerufen wird. Läßt aber einer seiner kleinen Kameraden etwas liegen, so erinnert es ihn sicher nicht daran. Es läßt ihn ins Haus gehen und bringt dann das Vergessene der Mutter des Sünders. Es möchte gar so gern Zeuge sein, wenn der gescholten wird. Kurzum, eine Beobachtung reihte sich an die andere, und zuletzt hatte ich von dem Kinde ein Bild, das mich erschreckte. Ich versuchte nun, zu ergründen, wieso das Kind so geworden war.

Wir kamen zufällig ein paarmal mit seinen Eltern zusammen. Da sprach man über allerlei Probleme, auch über Kindererziehung. Und bald verstand ich manches.

Evelis Eltern sind keine Kinderfreunde. Erziehen heißt für sie darum, die Kinder so gewöhnen, daß sie möglichst wenig Mühe verursachen. Die Mutter erzählte mir, daß ihr das beim kleinen Eveli sehr wohl gelungen sei. Das Kind sei immer ängstlich bemüht gewesen, die Mutter zufrieden zu stellen. Man habe kaum gemerkt, daß ein Kleines im Hause sei. „Mir war oft, als hätte ich eine große Puppe, für die ich allerlei hübsche Sächelchen nähte und strickte. Das Kind saß stundenlang in seiner Ecke und spielte. Aß es Brot, so sammelte es alle Brosamen in seinem Schürzlein. Es wußte, daß es für Unordentlichkeit hart gestraft werde. Ließ ich es hinausgehen, so schloß ich die Türe hinter ihm zu. Geöffnet wurde erst wieder, wenn wir essen wollten. Dann mußte Eveli vor der Türe seine Hausschuhe anziehen. So blieben meine Böden immer tadellos sauber."

(Schluß folgt.)

Die Wegwarte.

(Kulturhistorische Skizze.)

Die poetische, treuherzige Wegwarte, die an den wasserarmen, mageren Wegrändern blüht, trägt ausgesprochen herbstlichen Charakter. Das einfache Blümchen mit den kleinen, armseligen, schrotsägeförmigen Blättern hat überaus schöne Blüten, die viel zu wenig beachtet werden. Melancholisch steht die Pflanze da, blickt sehnsüchtig der Sonne entgegen, daß darob ihr schönes, des Morgens azurblaues Auge immer glanzloser wird, bis es sich abends müde und entfärbt schließt. Dieses Abfärben der großen, zarten Blume der Wegewarte, die tagsüber nicht allzu lange sich öffnet, konnte man sich im Mittelalter lange nicht erklären. So konnte es nicht ausbleiben, daß der Volksglauben die Pflanze mit allerlei Wunderbarem umwob. Man glaubte, daß die Wegwarten verwunschene Menschen seien, und zwar hätten die blaublühenden böse Menschen zu bedeuten, die seltenen weißblühenden dagegen gute.

Sagen wissen zu berichten, wie eine Jungfrau, die im Gram um ihren Geliebten, oder eine Frau, die in Trauer um ihren Gemahl stets am Wege saß und auf den Ersehnten warteten, in diese Blume verwandelt wurden. Schon im 15. Jahrhundert finden wir diesen Glauben, erstmals mitgeteilt von Hans Vintlers „Blumen der Tugend". Es heißt da:

„und vil die sehent (sagend), die wegwart
sei gewesen ain frawe zart
und wart irs puelen (Buhlen-Geliebten) noch
mit smerzen."

Die alte Sage wurde sinnig ausgestaltet, u. a. von Julius Wolff („Wegwarte") und Isolde Kurz („Vom goldenen Ueberfluß"). Es liegt ein überaus ansprechendes Mo-